

## BUCH EINS

### *Peter Innozenz*

Und dann weinte er ein wenig  
und kam auf Magie und Makkaroni zu sprechen.

*Charles Joseph Fürst de Ligne*



## Der blaue Luftballon

Peter Innozenz Bon stand kurz davor, in die Republik Venedig zurückzukehren. Wiewohl er eben an diesem Tag in sein einundachtzigstes Lebensjahr eingetreten war, drängten sich die Tränen eines Kindes in seine veilchenblauen Augen. Sein Herz wog leichter noch als eine Blume. Hoch hinauf und unbekümmert, wie es tanzte und mit beharrlichem Freiheitswillen am zarten Faden seiner Sterblichkeit zog, schien es ihm einem Luftballon zu gleichen, einem jener azurblauen Spielzeuge, wie man sie aus Stücken der Pantomime kannte, mit einem Golddraht erdschwer gehalten und doch dem Himmel zugehörig.

All jenen, die mit diesen Dingen vertraut sind, muss nicht eigens dargelegt werden, dass Peter Innozenz Bon keineswegs mit Johannes Bona von Mondovi verwechselt werden darf. Ein solcher Irrtum könnte sich indessen für den Unkundigen ergeben, da beide im Kardinalsrang standen und anerkannte Gelehrte waren. Aber noch viel weiter als das knappe Jahrhundert, welches das Leben dieser beiden heiligen Männer in ihrem Zeitenlauf trennt, tut sich die Kluft auf, die ihre Eigenart und ihr Wirken scheidet. Mag auch eine weitläufige Blutsverwandtschaft bestanden haben, Seelenverwandte waren diese beiden niemals. Peter Innozenz besaß die Werke seines Cousins in der Antwerpener Ausgabe von 1777, und oft hielt er die

erbauliche Abhandlung *De Sacrificio Missae* in den Händen. Einige Randnotizen bezeugen freilich, dass Bestürzung seine Lektüre trübte. Jenen Lesern, welche die Wesensart von Peter Innozenz Bon, Kardinalprieester und Kardinalpräfekt der Kongregation für die Verbreitung des Wahren Glaubens, besser verstehen wollen, sei unter historischem Gesichtspunkt ein sorgsames Studium seiner poetischen Schriften (Venedig 1790) wie auch seiner Aufzeichnungen zu Fragen der Liturgie (Parma 1794) empfohlen. Seine Lebenserinnerungen, die das 18. Jahrhundert fast in ganzer Länge mit mildem, erhellendem Blick durchmaß, dürften Themen von höchstem Interesse berührt haben; unseligerweise hat Madame de Staël, als sie ihre *Corinne* schrieb, dieses unschätzbare Dokument in einer ungezügelten Gefühlsaufwallung vernichtet, und das übrigens nur deswegen, weil die Memoiren einen schlichten, schmucklosen Bericht über die Krönung der Corilla Olimpica enthielten.

Am 8. Mai des Jahres 1782, dem Tag, von dem hier die Rede ist, stand Peter Innozenz, gewandet in die graubraune Kutte eines Franziskanerbruders der minoritischen Regel, traumverloren zwischen den feingeschnittenen Grotesken im Portal von San Bonaventura, seiner Titelkirche. Es war Abend, Roms Sonne hatte ihre hoheitsvolle Grausamkeit verloren, und gedämpftes Licht umschmeichelte die Stirn des Kardinals. Sein Antlitz, dem Diesseits achtzig Jahre lang zugekehrt, wandte sich der helleren Himmelsphäre zu. Rom, ja selbst der Vatikan verloren ihre Bedeutung, als Peter sein Auge auf das Himmlische Jerusalem hoch über

den Hörnern des Neumonds richtete. Ganz erfüllt von Liebe und einem Gefühl der Geborgenheit, blickte er in die kleinen Gucklöcher der Sterne, ohne all die ausgehungerte Bitternis dessen, der aus einem Exil zurückkehrt. Denn für Peter Innozenz war das Brot der Erde nie bitter gewesen, die Himmelsleiter nie allzu steil. Wie ein Knabe des Abends in die lichterhellen Fenster der Küche hineinschauen mag, in der die Mutter wirkt, so nahm er durch einen glänzenden Riss im Firmament, der vielleicht den Namen Aldebaran trug, ohne jede Überraschung wahr, dass der Himmel sich auf seine, Innozenz' Heimkunft, vorbereitete. An seinem Golddraht ruckend, tanzte sein Herz über ihm, ein blauer Ballon vor dem tieferen Blau der Sphären.

Prall vor Glück und einer großen Dankbarkeit, die der ganzen Menschheit ebenso galt wie dem menschengewordenen Gottessohn, tanzte dieser Herzensballon über dem geschliffenen Silber seines Hauptes. In Sonderheit segnete sein Herz den neuen Papst, Pius VI., denn obzwar Giovanni Angelo Braschi der Christenheit bereits an die sieben Jahre vorstand, betrachtete Peter Innozenz ihn als einen liebenswerten Novizen, der mit verbindlichster Höflichkeit den Franziskanerpapst Clemens XIV. zu ersetzen suchte, den verstorbenen Förderer und engen Freund des Kardinals. Eben dieser Pius, den Peter Innozenz ein wenig fürchtete, war er doch schön, geistreich und eitel, hatte sich nun aus Gründen, die sein Geheimnis blieben, entschlossen, die grünen Lagunen und goldenen Paläste Venedigs zu besuchen. Zu seiner Entourage sollte, wiederum aus Gründen, die er für sich behielt, Peter Innozenz Bon

gehören, Kardinalpräfekt der Kongregation für die Verbreitung des Wahren Glaubens.

Dem Kardinal lag nichts an Begründungen; ihm lag an Venedig, und scharf zog der glänzende Draht an seinem Herzen. Fast dreißig Jahre lang hatte er diese Stadt nicht gesehen. Nicht mehr, seit sein Bruder Nicholas Bon vom Rat der Zehn und von der Heiligen Inquisition in das Kloster von Venda verbannt worden war. Im selben Jahr war Paul Dona in der Feste Palma eingekerkert worden, und fünf Jahre später hatte man den edlen Angelo Querini in die Verliese des Castel Vecchio in Verona geworfen.

Seinerzeit mischte sich für eine Weile leichte Bitterkeit in Peter Innozenz' Denken, das doch sonst schier Milch und Honig war. Er begann an Spione und Politik zu glauben und musste feststellen, dass ihm die Dominikaner zuwider wurden, ohne dass er umgekehrt eine besondere Neigung zu den Jesuiten empfunden hätte. Doch gelang es ihm mit bewundernswertem Takt, allen Meinungskämpfen auszuweichen, und es ist gewiss, dass seine blaugeäderte Patrizierhand nicht zu jenen gehörte, welche die furchtsame Resolution des Lorenzo Ganganelli stützten, als dieser Pontifex die folgenschweren Zeilen des Breve Dominus ac redemptor noster niederschrieb und sie mit *Clemens, Diener derer, die Gott dienen* unterzeichnete.

Aber all das lag viele Jahre, glückliche Jahre, zurück. Peter Innozenz erinnerte sich daran, dass all die mutigen und freiheitlich gesinnten Senatoren, sei es durch den Tod, sei es durch die Reformen von 1763, ihre Freiheit zurückgewonnen hatten und dass Querini in

die Schweiz ausgewandert und dort Voltaire ein geschätzter Freund geworden war. Seit langem schon hatte der Kardinal Venedig Verzeihung gewährt. Und heute, am Vorabend des Himmelfahrtstages, war sein Herz ein blauer Luftballon, ging es doch heimwärts.

Er entsann sich, wie er als Kind die Vorabende und Ausklänge anderer Himmelfahrtstage erlebt hatte. Eine Vergangenheit, die in seiner Erinnerung durchaus nicht in Schatten versank, vielmehr aufleuchtete wie ein Sonnenuntergang, der zugleich am Himmel und im Wasserspiegel erstrahlt. Er sah den Bucintoro vor sich, wie er bei Santa Lucia auslief: eine vergoldete und mit Goldtuch verkleidete Barke, über deren wiederum golden bemalten, im Sonnenschein aufglänzenden Flügellöwen, Tritonen und Nereiden die hohe Standarte der Republik wie ein Gewitterhimmel knisterte. Venedigs altehrwürdige Glorie kam ihm in den Sinn und der Löwe des Evangelisten. Der graue Umhang des Seraphischen Ordens fiel von seinen Schultern, und er war wieder das Kind, das einen Mantel aus saphirblauem Samt trug, die Kappe mit einer silbernen Feder geschmückt.

Sanft senkte sich ein fließender Faltenwurf von trüber Farbe zurück über die im Gedächtnis wiedererstandene Herrlichkeit. Peter Innozenz Bon fühlte das abgetragene Gewebe wärmend auf seinen gebrechlichen Knochen liegen. Auch dies war Dankes wert, hatte der neue Papst ihm doch gestattet, das Gewand der Unschuld, von Clemens war es ihm einst großzügig zugestanden worden, weiterhin zu tragen. Als einziges Mitglied der päpstlichen Familie ging er,

dem Behagen der Armut hingegeben, in den mystischen Lumpen Assisis einher. In einem abgelegenen Trakt des Vatikans freilich barg ein Kleiderschrank aus Ebenholz, geschmückt mit Bronzefiguren, weiße, rote und grüne, dazu violette und schwarze Messgewänder. Aber auch solche mit merkwürdigem Metallschimmer, ferner Roben und Chorhemden, die nicht im eigentlichen den sakralen Handlungen zubestimmt waren, sowie kostbare liturgische Handschuhe und Beinkleider, und auch an schmückenden Ehrenzeichen fehlte es nicht.

Am liebsten ließ Peter Innozenz sich so willenlos wie ein welkes Blatt durch Roms Straßen treiben. Es kannten ihn alle, doch nur hin und wieder sprach ihn ein deutscher Reisender oder ein englischer Lord an. Dem gelösteren Denken der französischen Besucher war dagegen sofort begreiflich, dass hier jemand die Einsamkeit suchte, und gerade die Durchschaubarkeit seiner Camouflage machte sie unverletzlich. Ob er selbst glaubte, in ausreichender Weise verkleidet zu sein, blieb bis zuletzt sein Geheimnis. Er sprach nur wenig, damals war es ein geflügeltes Wort, Clemens müsse vergessen haben, seine Lippen zu entsiegeln. Doch beeindruckte sein Lächeln auch den Respektlosesten als ein lebendiges kleines Licht im Silberschatten seines Mienenspiels.

Gegen Ende des Abendgottesdienstes, während die Worte *O salutaris hostia* von den Schwingen altehrwürdiger Musik der letzten Benediktion zugetragen wurden, sah man ihn häufig in einer mit Bildwerken geschmückten Nische der Kirche San Bonaventura

knien. Und wenn der Priester, das Segensvelum um die Schultern, die Monstranz von dem durch Kerzen erleuchteten Altar hob und mit ihr in der bereits geheiligten Luft das Zeichen des Kreuzes schlug, besprengten Peter Innozenz' Tränen wie Weihwasser all das, was an Bösem innerhalb jener Mauern, unter der Wölbung jenes Kirchenschiffs, überdauert haben mochte.

## **Sehet die Lilien**

An einem strahlenden Morgen Mitte Mai empfingen der Doge und die Signoria von Venedig den Papst und seine Entourage nahe der Georgskirche der Insel Alga, um die Besucher anschließend in das Kloster St. Johannes und St. Paul zu geleiten, wo sie mit allen Bequemlichkeiten untergebracht wurden. Während die lackglänzende Barke auf den Lagunen und in dem schmaler werdenden Kanal einen Wellenfächer gleich einem Pfauenrad zurückließ, wetteiferten die hohen Gäste miteinander in Ausrufen der Bewunderung und des Vergnügens, trug es sie doch in das Innere einer Perle, deren östliche Wölbung der freie Raum war. Einzig Peter Innozenz blieb schweigsam. Jugenderinnerungen überwältigten ihn, so als gehe eine jede Woge, welche die Adria seit unvordenklicher Zeit aufgetürmt habe, auf sein sinnendes Haupt nieder. Er barg sein Gesicht in den gefalteten Händen, und als er die Augen wieder öffnete, waren sie wie geblendet von den gewaltigen Palästen der venezianischen Patrizier mit all ihrem Marmorzierrat und gemeißelten Hoheitszeichen.

Hier brannte die Silberfackel der Morosini, dort strebte die Silberleiter der Grandenigo himmelwärts, und die fünfblättrigen Rosen des Hauses Loredan hatten die Zeit auch in ihrer mattierten Steingestalt auf so liebliche Weise überdauert, dass ihr Duft immer noch in der Luft zu hängen schien.

Schwarz war die Farbe der Gondeln, doch entfalteten ihre Baldachine eine bunte Pracht, gleich den Spalieren einer fürstlichen Gartenanlage. Das Sonnenlicht duftete nach Moschus und Pfefferminze, und wiewohl der Tag warm war, barg eine edle Dame ihre Hände in einem Muff aus Pantherfell. Hinter ihr stand ein Nubier in scharlachroter Livree, in der Hand einen mit spanischem Wachs gesiegelten Brief. Ein splitter nacktes Kind, ein Eros, aus vergoldeter Bronze gegossen, trank aus der meergrünen Schale einer Melone, die es hoch über die Lippen gehoben hatte. Peter Innozenz erinnerte sich, dass die Italiener vergangener Tage – ach, so lange war es noch gar nicht her – Melancholie mit Verderbtheit gleichgesetzt und das Verb *nachdenken* im Sinne von *traurig sein* gedeutet hatten. Er begriff den darin schlummernden Sinn, doch ohne Beschwernis, denn seine Nachsicht ergoss sich wie ein Trankopfer über Venedig und zerfloss in dessen Wassern.

Er gedachte eines alten Freundes, Testa geheißen, eines Kirchenmannes, der, so wie einst Diogenes in seinen Spinnweben, das Strohlager schiedlich mit einer Ratte teilte und sich von schimmeligem Brot und Linsen nährte.

Und er gedachte jenes anderen Sonderlings, des Alten mit der ehernen Glocke, der für gewöhnlich auf

den Molen oder den Brücken stand und unter Geläut in dem ihm eigenen fremdartigen Akzent alle Menschen im Namen Gottes dazu aufrief, glücklich zu sein. Ja, ein Mohr und noch dazu ein Ungläubiger war dieser Mann gewesen, indessen auch ein Philosoph und trauerter Freund der Menschheit. Mit Wohlgefallen rief sich Peter Innozenz sein Bild ins Gedächtnis, und vielleicht zog er ihn einen sträflichen Augenblick lang sogar dem christlichen Priester vor, erwägend, der Mohr könne der weisere von beiden gewesen sein. Denn auch wenn Peter Innozenz nun, einen Pfauenschweif von schillerndem Schaum im Gefolge, durch das Sonnenlicht dahinflog und ausnahmsweise mit all der Pracht bekleidet war, die seinem geistlichen wie seinem weltlichen Rang zukam, hatte er nicht vergessen, dass auch er selbst, lange bevor sich der Kardinals purpur um ihn gelegt hatte, ein Gaukler Gottes gewesen war und viel Glückseligkeit darin gefunden hatte. Wie jener Mohr läutete er seither unaufhörlich mit einem Glöckchen, dessen Klöppel freilich nicht von Eisen, sondern von Gold war, stumm wie eine helle Flamme.

Der Kardinal Peter Innozenz war stets ein stiller Mann gewesen, seit Papst Clemens es versäumt hatte, ihm die Zunge zu entsiegeln, doch hatten das ihm eigene Glücksempfinden ebenso wie die schrille und schnelle Redeweise derer, die ihn umgaben, allgemach eine noch profundere Schweigsamkeit über ihn gelegt. Der Doge und Manin, der Prokurator von San Marco, waren in ein Gespräch mit ihrem erlauchten Besucher, Pius VI., vertieft, wobei die venezianischen Edelleute seiner Heiligkeit zwar alle gebotene Reverenz erwie-

sen, zugleich aber nicht zögerten, ihn lebhaft, ohne alle zeremonielle Beschränkung anzusprechen. Der Neffe des Papstes, der blonde, hochmütige Braschi-Onesti, spanischer Grande und Fürst des Heiligen Römischen Reiches, schaute freilich mit einem Anflug von Überheblichkeit auf diese Patrizier hinab, die vom Gefühl ihrer eigenen Bedeutung so sehr erfüllt waren. Er trug einen Mantel aus blassrotem Samt, und der kleine Finger seiner linken Hand wurde fast durch einen Smaragd von unermesslichem Wert verdeckt. Neben seinen Knien kauerte wie ein geprügelter Hund der Abt Monti.

*Sehet die Lilien* ... Das Motto des Papstes, in hundert Denkmäler Roms gemeißelt, blies gleich einem heraldischen Wind Lilien herab, zahlreich wie Wogenkämme auf dem Meer. Auch in die Marmordenkmäler Canovas und die wiedergewonnenen klassischen Werkstücke von Herculaneum waren die Worte eingeschnitten. Gewiss besaß nicht einmal Salomon selbst in all seinem Glanz einen prachtvolleren Mantel, als ihn der junge Braschi-Onesti trug, noch konnte sein berühmter Siegelring jene grüne Gemme gänzlich überstrahlt haben, in die das Haupt der Agrippina eingraviert war. So sann Peter Innozenz, und da in diesen Gedanken nach seinen Maßstäben ein Anflug von Groll mitschwang, flackerte sein Lächeln einen Augenblick lang wie eine Flamme, in deren Reinheit eine Prise Salz gestreut wird.

Denn jäh rührte hier ein kleines Bedauern, ein unklares Unbehagen den Kardinal an; es verursachte Schmerz, freilich nicht bedeutsamer als der, den das

Elfenbein einer Kätzchenpfote hinterlässt. So leicht war der Hieb, dass er ihn selbst kaum wahrnahm. Doch der flüchtige Kratzer versehrte, nicht zum ersten Mal, die dünne Haut seiner Seele ein wenig, und hätte diese Haut offen gelegen, wäre man bei sehr genauer Betrachtung auf eine große Zahl ähnlicher, jeweils winzig kleiner Blutspuren gestoßen. Denn dies war der Stachel im Fleisch des Peter Innozenz, dies war das Kreuz, das er trug. Er besaß keinen Neffen.

Nach allem, was er wusste, war er der einzige Kardinal, der in solcher Weise geschlagen war. Er vermochte den Sachverhalt nur als Strafe zu deuten, unmittelbar von Gottes Hand verabreicht, zugleich aber um alles in der Welt nicht zu begreifen, weshalb gerade ihn der göttliche Zorn heimgesucht hatte. Er erforschte sein Gewissen und fand keine der Strafe wirklich entsprechende Sünde. Nichten hatte er in Hülle und Fülle; hübsche Blüten, Nicholas' Liebesehe entsprossen. Von seinen Schwestern, die schon in früher Jugend den Schleier genommen hatten, durfte er natürlich nichts anderes erwarten, als dass sie ihm im Gebet beistanden. Bis heute aber hatten Gebete sich in dieser Hinsicht als ganz und gar wirkungslos erwiesen.

Er selbst hatte gebetet, gefastet und Wallfahrten unternommen. Eine Zeitlang hatte er auch härene Gewänder getragen, doch war ihm dies von Papst Clemens ebenso wie von dessen Ärzten verboten worden, die darin nur eine langhingelegene Folter von in der gegebenen Lage zweifelhaftem Wert sahen.

Zuweilen wunderte sich Peter Innozenz zwar in verschwommener Form und voller Unschuld über die

große Zahl von Neffen, die einige der einflussreicheren Kardinäle besaßen, doch war es seiner Nächstenliebe nicht gegeben, diese jungen Leute als ein Gut anzusehen, das durch andere Mittel als Gottes Ratschluss und das Eheglück irgendwelcher Brüder oder Schwestern erlangt worden wäre. In jüngster Zeit war er in einen gewissen achtungsvollen Neid versetzt worden durch das unübersehbare Wohlgefallen, mit dem der Blick des Papstes auf dem herrlichen Braschi-Onesti ruhte, hochmütig und auf lässige Weise gutaussehend, wie er war. Fürwahr ein fürstlicher Neffe und seit noch nicht gar so langer Zeit auch Fürst des Heiligen Römischen Reiches. Peter Innozenz selbst hätte sich vielleicht einen gütigeren Neffen gewünscht, ein Gottesgeschöpf, das bereitwilliger auf die Vorlieben eines alten Mannes eingegangen wäre, aber in diesem Augenblick war er doch außerordentlich von dem fleischfarbenen Samtmantel und dem cäsarischen Siegelring beeindruckt.

Nun ist nicht völlig auszuschließen, dass der Kardinal sich den flüchtigen Traum eigener Vaterschaft gestattetete, nicht auszuschließen zwar, aber doch unwahrscheinlich, denn die außergewöhnliche Keuschheit seines Körpers erstreckte sich auch auf sein Denken und Fühlen.

Vielleicht drückt man es besser so aus, dass Körper und Geist des Peter Innozenz in seinem einundachtzigsten Lebensjahr zu einer Einheit verschmolzen waren, die aus zwei Substanzen von gleicher Reinheit bestand. Glaubhaft ist immerhin Folgendes. Als er mitten im Wonnemonat Mai Venedig wiedersah, Heimstatt einer wundersamen Schönheit, die Wogen wie Wolken

durchfloss und durchwallte, da fühlte er, wie es sich in der starren, geheiligten Puppe seines Fleisches regte, so als ob Flügel sich entfalteten, hauchdünne, farbige Häutchen, wie eine Motte sie zum Trocknen von der Unterseite eines Lindenblattes niederhängen lässt. Und mit freudiger Dankbarkeit hätte er jedem Heiligen die Erlaubnis erteilt, ihm den Rücken wie einer Heuschrecke aufzuschneiden, wenn dadurch ein jüngerer, ansehnlicheres und – seine Demut ausgenommen – vollkommeneres Wesen als Peter Innozenz Bon Freiheit gewonnen hätte, mochte er auch selbst dabei, auf dass dieser mystische Nachkomme am Leben bleibe, wie einst der Phönix von der Glut verzehrt werden.

Mit solchen Gedanken oder, genauer gesagt, Empfindungen, betrat Peter Innozenz das Kloster der heiligen Märtyrer Johannes und Paulus, aus dessen altherwürdigem Portal nach dem sengenden, goldenen Mittagsglast erfrischende Kühle herabtropfte wie von einer Höhlendecke.

## **Ritorno di Tobia**

Der nächste Tag dämmerte wie ein Krokus herauf, und all die Lilien im Gefolge des Pontifex erhoben sich in Grün, Silber und Zinnober.

Peter Innozenz nahm als Frühstück eine große Schale Kakao und ein winziges Stück Marzipan zu sich, dessen Süße er besonders schätzte. Die übrigen Kardinäle streuten allerlei Gewürz in ihre Gefäße oder tranken Kaffee, versüßt durch Zucker und Brannt-

wein, verspeisten dazu unzählige kleine Vögel, mit Speck und rotem Pfeffer gebraten, und ließen sich Erdbeeren aus Passariano und Pfirsiche aus Algier munden. Jeder nahm zu sich, was ihm am meisten behagte, Braschi-Onesti etwa kandierte Kastanien, wozu ihm Champagner gereicht wurde.

Wenig später ließ der Papst Peter Innozenz in sein Privatgemach bitten. Pius saß aufgerichtet im Bett. Unter einem Baldachin in blumenbunten Farben, denen die schwer im Raum schwebenden Parfümnoten entsprachen, trug sein schönes Elfenbeingesicht einen traurigen, matten Ausdruck. Auf seinen Knien lag Sanazzaros Arcadia, mit dem Delphin des älteren Manutius als Prägung. In Reichweite stand ein gravierter Kelch, gefüllt mit klarem Wasser.

„Peter“, sagte der Papst mit gedämpfter Stimme, „ich werde den Dogen und die Signoria empfangen und verschiedenen Bischöfen des venezianischen Hoheitsgebiets teils öffentlich, teils privat Audienz gewähren müssen, und dies allein wird mich sehr ermüden. Gleichwohl habe ich gemeinsam mit dem Patriarchen Giovanelli einem Te Deum beizuwohnen, das, fünffach instrumentiert, von Stimmen des herzoglichen Chors vorgetragen werden soll, mit Pasquale Galuppi als Dirigenten. Mir ist nicht wohl, die Reise hat mich erschöpft, und schwer legt sich der Hochmut der Republik auf ein Sinnen und Trachten, das ohnehin mit Pflichten überbürdet ist. Darf ich auf Eure Freundschaft zählen und darauf, dass Ihr mir in dieser Stunde der Prüfung beisteht?“

Peter Innozenz war von Mitleid und Staunen gleichermaßen überwältigt angesichts dieser gönnerhaften

Freimütigkeit des Papstes. Seine Gewänder knisterten, als er auf die Knie fiel. Er nahm einen der Schlupfschuhe des Pontifex auf, die neben dem Bett auf einem kleinen Seident Teppich abgestellt waren, und küsste ihn ehrfurchtsvoll. Pius lächelte milde und wies in einer verzichtenden Geste mit seiner feingliedrigen Hand auf einen bequemen Armsessel, aufgepolstert mit Taubenflaum.

Der Kardinal gelangte nur mit zittriger Mühe wieder auf die Füße und sank atemlos in die Polster. „Eure Heiligkeit“, flüsterte er. „Welch außerordentlich glückliche Fügung gibt mir Gelegenheit, Euch dienstbar sein zu können? Und worin würde das Wesen meines Dienstes bestehen?“ Insgeheim betete er, die Angelegenheit möge nichts mit der Inquisition oder den liberalen Auffassungen seines Bruders Nicholas zu tun haben.

„Diese und jene Kleinigkeit nur“, antwortete der Papst und schloss seine Augen in vornehmer Ermattung. „Jener ehrenwerte Chorleiter Galuppi hat nach einem Text von Gaspare Gozzi, eigens zu meinen Ehren, eine Kantate für fünf Stimmen komponiert. Sie soll heute Nachmittag bei den Incurabili aufgeführt werden. Ludovico Manin hat das Geld dafür gegeben, und es handelt sich um eine sehr schöne Ehrenbezeugung, aber natürlich werde ich persönlich nicht anwesend sein können. Das Te Deum wird mir die letzten Kräfte abfordern, und keinesfalls sind meine Lebensgeister darüber hinaus belastbar. Als ältester Prälat in meinem Gefolge seid Ihr ein angemessener Vertreter für den Vater der Christenheit. Zudem wird

Eure Anwesenheit, allein schon weil Ihr Venezianer seid, Genugtuung hervorrufen. Auch wird man, da bin ich mir sicher, Euer Feingefühl zu schätzen wissen, diese Männer sind schließlich Eure Landsleute. Kann ich also auf Euch setzen, mein guter Peter?“

Der Kardinal war tief bewegt durch diese Vertrauenserweise. Zudem machte ihn die Aussicht überglücklich, einer musikalischen Darbietung beiwohnen zu dürfen, die aus dem Zusammenwirken zweier lieber Jugendfreunde entstanden war. Vielleicht würde er sie ja wiedertreffen und ihre frostigen Wangen küssen können. Er hatte bereits von dieser Kantate gehört, und ihr Thema, die Rückkehr des Tobias, schien ihm mehr noch auf seine eigene rätselhafte Anwesenheit als auf den Besuch des Pontifex Maximus Bezug zu haben. Überdies rief er sich mit Vorfriede die frischen, jungfräulichen Stimmen der *Incurabili* ins Gedächtnis, die man gelehrt hatte, Vokalharmonien mit der gleichen Sorgfalt zu weben, die den Fingern vom Glück weniger begünstigter Waisen abverlangt werden, wenn man sie in die Feinheiten der Spitzenklöppelei einweist. „Ja“, kam es ihm mit schwerem Atem über die Lippen, und *tiefe Dankbarkeit* und *Eure Heiligkeit*. Doch als er sich mit diesen Worten zurückziehen wollte, gebot Pius ihm mit einer Geste seiner weißen Hände Einhalt.

„Peter“, sagte er liebevoll. „Falls die erwähnte Zeremonie Euch ermüden sollte, erteile ich Euch hiermit Erlaubnis, den Festlichkeiten des Abends fernzubleiben. Tut nach Eurem Belieben, mein werter, guter Freund. Da wird es doch jugendliche Bindungen geben, an die Ihr wieder anknüpfen, alte Erinnerungen, die Ihr auf-

frischen und pflegen möchte. Dafür habe ich jedwedes Verständnis. Die kommende Nacht gehört ganz und gar Euch. Mir gegenüber seid Ihr in dieser Zeit ohne alle Verpflichtung. Und wie Ihr wisst ...“ Er lächelte besonders lieblich. „Ist meine unwürdige Person Träger einer höheren Macht. Heute Nacht, Peter, könnt Ihr ganz nach Eurem Gutdünken tun, ohne Furcht vor den Folgen.“ Seine Miene wurde noch nachsichtiger, und er lachte mit eigenartiger Zärtlichkeit, als Peter Innozenz seinen parfümierten Ring küsste und Abschied nahm.

### **Kristallungeheuer**

Blaue Dämmerung, dichter als Nebel, ausgeflossene Himmelsessenz in der dunkelnden Farbe des Taus, umfing Peter Innozenz, als er aus dem erleuchteten Toreingang der Incurabili schlüpfte. Die Musik strömte ihm auch weiterhin zu, ohne dass sie ihm in die Ohren klang. Sie schien Einfluss zu nehmen auf die Tönung des fernsten Sternes ebenso wie auf den Duft der nächsten Granatapfelblüte. Er war glücklich, doch mischte sich ein Anflug von Einsamkeit, sogar ein Schauer von Furcht in seine Stimmung. Es war ihm nicht gelungen, auch nur einen der alten Freunde wiederzuerkennen, und er war zu schüchtern gewesen, in der Versammlung der Notabeln mit ihrem Brokatprunk nach den beiden zu fragen. Unbemerkt hatte er den Trost des Zwielfichts gesucht. Er liebte es, allein zu sein, aber heute Nacht ließ ihn sein innerer Frieden aus irgendeinem Grunde im Stich. Ein Kälteschauer

wollte ihn gerade überlaufen, da spürte er eine Hand auf seiner Schulter. Es war Alvis Luna, der Glasbläser von Murano. Sehr alt war er geworden, und seine fahlen Augen versanken in einem Gesicht, so ausdruckslos und verstaubt wie ein Sack Weizenmehl. Peter Innozenz, erschüttert über das Aussehen des Mannes, begrüßte ihn mit Mitgefühl.

„Eminenz“, sagte Luna mit einer Stimme, in der ein greinender Unterton lag, „ich hätte nicht zu hoffen gewagt, dass Ihr mich wiedererkennen würdet, noch weniger aber erwartet, dass Eure Eminenz sich unserer alten Bekanntschaft zu erinnern bereit wäre. Die Zeiten lasten schwer auf mir, dessen Vorfahren Kristallglas für den großen Herzog von Buckingham fertigten und auf Einladung des großherzigen zweiten Cosimo die Toscana besuchten. Um offen zu sprechen, es ist mir nicht eine einzige Kupfermünze geblieben, mit der ich anderen etwas Gutes tun könnte. Seit vierzehn Tagen trinke ich Wasser, und was ich gegessen habe ist solcherart, dass man es in Anwesenheit Eurer Eminenz gar nicht aussprechen darf. Arbeit gibt mir allein noch der verruchte Giorgio Barbaria, der schwarze Glasflaschen nach englischer Manier in Manufaktur herstellen möchte. Wie Ihr Euch vielleicht erinnern werdet, verfüge ich über bedeutende Kenntnis auch ausländischer Fertigungen, er aber zahlt mir einen Hungerlohn, um sich mein Wissen anzueignen. Mein Magen ist leer, meine Frau und meine Kinder verschmachten und meine kleinen Enkel sind bereits am Hunger gestorben. Darf ich Eure Eminenz ergebenst bitten, mir in meinem unverdienten, entsetzlichen Leid beizustehen?“